

# Sächsische Arbeiter-Zeitung

Organ zur Wahrung der Interessen der Arbeiterklasse.

Nr. 231.

Dresden, Montag den 6. Oktober 1902.

13. Jahrg.

## Der Riesenstreik der pennsylvanischen Kohlenbergleute.

Seit 21 Wochen stehen an 150 000 Arbeiter des großen Kohlenberggebietes, das sich durch Pennsylvania erstreckt, im Streik. Hartnäckig haben bisher die Vertreter der Bergmannschaften, die alte mehr oder minder untereinander und mit großen Eisenbahn- und Stahlunternehmen verbunden sind, die im großen genommen einen großen Milliarden-Tausch darstellen, dem die Schäfe des pennsylvanischen Bodens und die Arbeitskraft der Kohlenbergleute gehören, jede direkte Verhandlung mit den Streikenden abgesagt und die Verhandlungen, die President Roosevelt schließlich im Weißen Hause zusammengebracht hat, werden nach den Nachrichten, die bis jetzt eingetroffen sind, auch reitlos verlaufen oder sind sogar schon zum erfolglosen Ende gelangt. Die großen Kohlemagnaten trohen allen Vorstellungen, allen Gründen der Vernunft und der Menschlichkeit. Denn ihre Macht ist groß — und sie wissen das und wollen sie gebrauchen zu ihrem Vorteil. Sie fürchten in ihrem Mächttaumel weder Staat noch Gesellschaft, weder die Gesetzgebung, die die Kohlengruben aus ihrer Hand nehmen und ins Eigentum des Staates überführen kann, weder die öffentliche Meinung, die sich feindlich wider sie lebt und in der sozialistischen und sozialdemokratischen Partei immer größere Verbreitung gewinnt. Diese Milliardäre und Millionäre räumen nicht die drohende Kohlennot doppelt zweckmäßig bei dem bevorstehenden kalten Winter, der sich schon eingestellt hat. New-York ist von Kohlenvorräten fast entblößt, die Sendungen aus England, aus Kanada können die Räume nicht füllen, die Fabriken verarbeiten trotz der entgegenstehenden Gefahren, die natürlich die Hartkohlen nicht ausköhlend erzielen können, und der Preis dieser Weißkohlen ist dadurch auf eine Art der Normen fast unerschrocken hohe gestiegen worden, sozusagen die Räthe ein — einige solche Tage waren schon — so wird bezeichnendes Elend über die Proletarierbevölkerung der Hauptstadt verherrschen und der Tod wird unter den Armen und den Kindern furchtbare Ernte halten. Aber was summert die Kohlenbarone das! Und wenn die Kohlennot die gewaltige Industrie der Welt stilllegt und hunderttausende fleißige Arbeiter der Arbeitslosigkeit, dem Hunger, der Not, der Obdachlosigkeit und der Kälte des Winters überlässt, was summert es die Herren der Kohlenbarone! Sie wollen sagen über die rohölligen Kohlengräber, die sich wider ihr der Kohlenbarone, "gottgesegnetes" Regiment auflehnen, die da den Anspruch erheben, durch ihre Union, ihre Gewerkschaft mitzureden bei der Regelung der Arbeitsbedingungen. Einer der bedeutendsten dieser Ausbeuter, der Herr Baer von der Readingbahn, fühlt sich geradezu vor seinem Gute verpflichtet, nicht nachzugeben, durch eine Förmigkeit verpflichtet, als das jüngste Elend heranzubringen, die Kohlenbergleute zu verhindern, ihre langen Löhne ein wenig zu senken und die Arbeitszeit zu verlängern. Er ist Ausbeuter von Gottes Gnaden und Gott will, daß er Ausbeuter und zwar ehrlicher Ausbeuter bleibe, daß er sein Dienstes seines Amtes am Wehrwert aufhebe, den die fleißige Arbeit der Bergleute schafft. Wie Friedrich Wilhelm IV. sich auf sein Sozialgradenrecht berief, als er dem preußischen Volke die Verbindung verweigerte, so tut Herr Baer, wenn er Lohn-

aufsetzung und Anerkennung der Arbeitsorganisation abschlägt. „Die wir von Gott in diesen unschönen Gütern die Macht erhalten haben, Kapital und Arbeit zu leiten“, sagt Herr Baer zur Rechtfertigung, als er die Berichte der republikanischen Parteiführer ablehnt, eine Einigung zu suchen zu bringen. Das Nachwurzeln des Industriemagnaten, zeitig ähnliche Ercheinungen wie der Preis der Krone, und die Empörungsmenge des Westens schafft den Fürsten des alten Europa Schaden und Worte nach.

Und sie können sich allerdings wohl an Macht den Fürsten Europas gleich, ja überlegen dürfen. Was ist denn diesen Herrschern über ganze Industriezweig und Gebiete, über Milliarden unmöglich, solange die große Masse noch in dumpfer Ergebung die heutigen Zustände erträgt. Sie sind die Herren des Staates, die Herren der Parteien. Im Kongress, im Senat des Union liegen sie oder ihre Kreaturen, und Pennsylvanien liegt ihnen zu Füßen — seine Beamten, seine Gelehrten, seine Richter, seine Milizen gehorchen ihnen. Pennsylvania ist das Eldorado der Ausbeuter; so fest gegründet ist dort ihre Herrschaft, daß die Gründer des Staates bisher jedes elende Arbeiterabsatzstück, das die Gesetzgeber, um den Wählern etwas zu bieten, beschließen einfallslos ungültig, gegen die Verfassung verstoßend erklärt haben. Diese Gesetzgeber könnten, um die Wähler bei guter Laune zu erhalten, tufig die Verhaftung der Kohlengruben befehlen — die Wähler würden schon dafür sorgen, daß das Gesetz nicht ausgeführt würde. Es gibt sogar noch einen kürzeren Weg, die Kohlengruben den privaten Ausbeutern zu entreißen, die Expropriationsklage des Staates gegen die Grubenbesitzer. Über der Gouverneur, der den Grubenbesitzern bereitwillig Tropfen zur Versöhnung gestellt hat, wird der Generalwahlrechtlich nicht austrocknen, eine Expropriationsklage in die Wege zu leiten, und selbst, wenn es so thöte, würden die pennsylvanischen Gerichtshöfe einem solchen Antrage sicher nicht stattgeben. Wahrscheinlich würden sie erklären, daß kein einziger Präsidentenfall vorliege, daß noch in keinem angestammten Lande die Staatsgewalt den Verdacht gemacht habe, Privatentgegner nur deshalb zu enteignen, weil sie den Bereich ihrer Anlagen zeitweilig eingesetzt haben, oder weil sie ihren Arbeitern gewisse Fortbewegungen nicht bemühten wollen. Von dieser Seite haben die Kohlemagnaten nichts zu befürchten und sie können wohl noch auf längere Zeit mit spöttischem Achselzucken die Resolutionen beiseite legen, in denen die empörte Bevölkerung die Verstaatlichung der Gruben fordert. Sie schenken sich den Teufel um die öffentliche Meinung, solange sie nicht eine greifbare Wucht dorftet. Sie summieren sich selbst nicht um die Bedürfnisse ihrer besten Freunde, der republikanischen Führer, die fürchten, daß ihre Partei bei den bevorstehenden Staats- und Kongresswahlen, die als wichtigste Vorzeichen für die spätere Präsidentenwahl gelten, den Siegern der Kohlenbarone ausbauen muß. Die fühlen sich stark genug, die republikanische Partei trotzdem zu halten, für glauben in ihrem Altmährthohn, daß sie mit ihrem Seide die Wähler regieren können.

Und warum der ganze Kämpf mit seinem Gefolge von Not und Elend? Sind die Fortbewegungen der Arbeiter etwa so übertrieben, so auschwierig, daß die Grubenbesitzer sie nicht bewältigen können? Mit nichts. Die Bergleute fordern zwangsläufige Lohn erhöhung für alle Strukturen und für die nach

Zeit gelöbten Arbeiter — nur für diese — einen schändlichen Arbeitstag; außerdem, daß endlich die Bevölkerung am Gewicht aufzugehen und der Zustand nach einer Zone bemessen werde, die 2200 Stunden mit 20 Pf. bezahlt und bei mindestens zweijähriger Dienstzeit eines Arbeitnehmers. Dienstzeitdienst 12 Pf. Mindestlohn mit bis höchstens fünfzig Pf. und kein Vorsatz zu bestimmen.

**Inserate**  
werben wir & gewinnen. Gestaltete  
aber kleine Zeilen mit 20 Pf. be-  
zahlt und bei mindestens zweijähriger  
Dienstzeit eines Arbeitnehmers.  
Dienstzeitdienst 12 Pf. Mindest-  
lohn mit bis höchstens fünfzig Pf.  
und kein Vorsatz zu bestimmen.

**Erschließung**  
Gewinnerstraße 22, post.  
Geschäftsführer von Bertrand & Ma-  
xwell mit 8 Uhr.  
Telefon: 1111 Nr. 1728.

Erdbeer-Saft mit Kirschen 80  
Sonne und Blätter.

ständigen Arbeitstag; außerdem, daß endlich die Bevölkerung am Gewicht aufzugehen und der Zustand nach einer Zone bemessen werde, die 2200 Stunden mit 20 Pf. bezahlt und nicht wie jetzt 2000 Stunden und mehr. Diese Forderungen sind möglich, denn die Leute sind sehr gedrückt durch ein vollkommenes System der Grubenkompanien, ein ständiges Überangebot an Arbeitsmärsche im Kohlenrevier zu erzeugen. Sie haben nämlich eine Überpopulation an Bergarbeitern geschaffen und es kann gebracht, daß die Arbeiter nicht so viel beschäftigt werden. Der nominelle Lohn wird so durch häufige Betriebsstörungen erheblich gesenkt. Ein unparteiischer Junge, der Nationalisten Jacob Schindler, ein Freund aus Anfang des ehemaligen demokratischen Präsidenten Cleveland, alias beim Sozialist, hat das in einem fürstlich verfaßten Artikel wieder einmal festgestellt. Er erzählt:

Bei einem Besuch in Wilkes-Barre im Jahre 1888 hatte er eine Unterredung mit H. C. Baer über die elende Lage der Hartkohlenbergeleute. Baer wußt' ihnen damals davon an, daß die Bergarbeiter planmäßig und absichtlich weit mehr Arbeitern nach dem Kohlengebiet zogen, als sie hierfür beschäftigen konnten, und zwar zu dem Zwecke, um durch die übermäßige Konkurrenz der Arbeitskräfte die Löhne abzuschrägen. Die Gelehrten könnten, um die Wähler bei guter Laune zu erhalten, tufig die Verhaftung der Kohlengruben befehlen — die Wähler würden schon dafür sorgen, daß das Gesetz nicht ausgeführt würde. Es gibt sogar noch einen kürzeren Weg, die Kohlengruben den privaten Ausbeutern zu entziehen, die Expropriationsklage des Staates gegen die Grubenbesitzer. Über der Gouverneur, der den Grubenbesitzern bereitwillig Tropfen zur Versöhnung gestellt hat, wird der Generalwahlrechtlich nicht austrocknen, eine Expropriationsklage in die Wege zu leiten, und selbst, wenn es so thöte, würden die pennsylvanischen Gerichtshöfe einem solchen Antrage sicher nicht stattgeben. Wahrscheinlich würden sie erklären, daß kein einziger Präsidentenfall vorliege, daß noch in keinem angestammten Lande die Staatsgewalt den Verdacht gemacht habe, Privatentgegner nur deshalb zu enteignen, weil sie den Bereich ihrer Anlagen zeitweilig eingesetzt haben, oder weil sie ihren Arbeitern gewisse Fortbewegungen nicht bemühten wollen. Von dieser Seite haben die Kohlemagnaten nichts zu befürchten und sie können wohl noch auf längere Zeit mit spöttischem Achselzucken die Resolutionen beiseite legen, in denen die empörte Bevölkerung die Verstaatlichung der Gruben fordert. Sie schenken sich den Teufel um die öffentliche Meinung, solange sie nicht eine greifbare Wucht dorftet. Sie summieren sich selbst nicht um die Bedürfnisse ihrer besten Freunde, der republikanischen Führer, die fürchten, daß ihre Partei bei den bevorstehenden Staats- und Kongresswahlen, die als wichtigste Vorzeichen für die spätere Präsidentenwahl gelten, den Siegern der Kohlenbarone ausbauen muß. Die fühlen sich stark genug, die republikanische Partei trotzdem zu halten, für glauben in ihrem Altmährthohn, daß sie mit ihrem Seide die Wähler regieren können.

Schindler weiß dann auch, daß der Durchschnittsverdienst der Tagelöhner sich per Kalendertag auf 70 Cent belief, der eines geschulten Bergmannes nur auf 1 Dollar 17 Cents per Kalendertag (1 Dollar gleich etwa M. 4,20). Indes ist bei diesem Vergleich zu bedenken, daß in Amerika manche Bedürfnisse teurer sind als in Europa und der Weltwert deshalb kleiner ist.

Das war vor 1890. Und seitdem haben sich die Verhältnisse nicht geändert, sondern verschärft. Während es im Jahre 1890 noch 200 Arbeitstage gab, und die Zahl im Jahre 1896 auf 174; in 1897 auf 159; in 1898 auf 152; in 1899 auf 173 Tage. Die Zahl der Arbeiter wurde nicht verringert, sondern in den selben Jahren sogar noch vergrößert. Im Jahre 1891 mit den höchsten Jähren der Arbeitstage (263) betrug die Zahl der Arbeiter bloß 126 350. Im Jahre 1896 (174 Arbeitstage) gab es 148 991 Arbeiter; in 1897 (150 Arbeitstage) 149 884; in 1898 (152 Arbeitstage) 152 000.

Schindler kommt auf Grund seiner Zahlen zu folgendem Urteil: „Die Thatsachen zeigen deutlich, daß nicht gelingt zur Abschaffung des Nebels seitens der Männer, denen „Herr in seiner unendlichen Weisheit“ nach Präsident Baer die Vorlage für die Bergleute angetragen hat. Das Publikum ist berechtigt zu der Schlussfolgerung, daß sie in der Gaudiase des Nebels ihre Rechnung finden.“

Mit unbarmherziger Hand zerstört er abschließend die Vorwände der Kohlenbarone, daß sie nicht im stande seien, den Arbeitern bessere Löhne zu zahlen. Er weist auf die Verwaltung der Kohlenbahnen und auf deren steigende Bruttoufzüge hin. Schließlich legt er noch eine Länge ein für das Organisationsrecht der Arbeiter und für die absolute

„Gefällt ihm nicht? Na ja was! Allens, was Sie schreiben, ist wunderlich; wenn ich mir eine Zeile lese, muß ich weinen. Wenn ich man bloß die Überschrift sehe! Das sollte ihm nicht gefallen!“ Sie riempfte geringschätzig die Nase. „Dann verzicht er nicht?“

„Ach, bitte!“ Elisabeth hob den Kopf und starre ge-  
räuschiös. „Du verzichtest es nicht!“

Wenn sie nur jemanden ein paar Stellen vorlesen könnte: das lag das Manuskript, es lachte und wunderte Elisabeth überlegte — Leonore? Nem. Eine unheimliche Scheu hielt sie zurück. Sie wollte immer so viel Energie daratum, hier einen geistreichen Gedanken einzufüllen und dort. Man wurde zum Schluss irre an dem eigenen Werk, man konnte es nicht mehr.

Rein, das war nun einmal fertig. Elisabeth faltete das Manuskript mit seier Hand. Aber modin in der Unruhe des Herzengs?

Aldemachers fielen ihr ein, das waren so verständige, nette Leute, die hatten auch ein Herz.

Sie sprang eilig die Treppe hinunter. Aldemachers Kinder waren im Viergarten, das Ehepaar Joh allein. Die Zwischenstunde war beendet. Herr Aldemachers hatte gut gegezen und rauchte nun behaglich seine Zigarette. Frau Julie hörte Strümpe. Elisabeth wurde freundlich begrüßt.

Zum Aldemachers füllte ihr die rechte Hand hin, die linke ließ den Kindertrumpf, in dem das Stopsei ruhte, nicht fahren. „Triften Sie ein Läßchen Kaffee?“ Schon jagt sie den schwarzen Wollbaden wieder aus und ein, sie las nicht mehr auf.

„Nein, ich danke sehr, ich —“ Elisabeth zögerte. Sie hielt das Manuskript hinterm Rücken versteckt.

Was haben Sie denn da, Fräulein Reinhard?“ Aldemachers beugte sich ein wenig aus seinem Schaukelstuhl vor.

„Ich? Ach! Das Zureden wurde ihr schwer, die Lüft war hier so — so — sie wußte nicht, woran es lag, sie kam sich plötzlich ganz überspannt vor.

„Seien Sie sich doch, Fräulein Elisabeth!“ Das Stopsei wurde aus dem Strumpf gezogen. „Hörtig!“ Da

## Es lebe die Kunst!

Roman von Clara Viebig.

(4. Fortsetzung.) [Vorabdruck verboten.]

II.

August-Straße 8 in der zweiten Etage des Vorderhauses möhnte die Familie Klemmacher: Mann, Frau und vier Kinder. Er war Kaufmann.

Elisabeth war mit ihnen bekannt: die hübschen lustigen Kinder waren ihr auf der Treppe, im Flur, auf dem Hofe begegnet und hatten die Bekanntheit mit den Eltern vermittelt.

Klaus Klemmacher fühlte eine gewissermaßen mürrische Befriedigung gegen das einjährige Mädchen. „Sind Sie denn so ganz allein?“ hatte sie beim ersten Besuch gefragt.

„Ganz allein!“ entwidete Elisabeth mit einem Lächeln, das alles Mitteleid weit von sich wies. „Ich bin daran gewöhnt, ich bin nach dem Tode meines Vaters geboren; meine Mutter starb, als ich noch sehr jung war, ich kam dann aufs Land zum Onkel. Er hat mich erzogen, daß ich allein leben kann. Er war sehr gut; er hätte natürlich lieber einen Jungen gebaut.“

Sie hatte das ganz ohne Bitterkeit gesagt, es war so selbstverständlich; ein Junge hätte wohl das Gut geerbt, sie würde sich mit dem kleinen Kapital begnügen, von dessen Summen sie beiderden genug lebte.

„Haben Sie denn kein Heimweh nach dem Lande?“ inquirierte Frau Klemmacher weiter.

„Nein.“

Gente hatte Elisabethheimweh. Sie sah in ihrer Stube am gestreuten Fenster und starre mit müden Augen über die Tochter.

Weisse Tauben häuteten auf einem Fäst und pusteten sich; der matte Glanz der Nachmittagsbelichtung ließ die blauen Spiegelplättchen weniger dünner erscheinen, aber noch immer waren sie dunkel. Des Mädchens Blick fühlte lebensfrisch den Dimmel — mußten nicht die ersten Schwäbchen schwirren? Dehnte sich nicht der goldene Hahn des Dorffürstums? Als nur Telephonhörte spannen lange, blitrende Fäden; die Dächer waren breit, die weißen Tauben angegraut vom Rauch.

der Schloß, die Lust lässig, die vom emporwirbelnden Staub der Großstadt.

Sie schloß die Augen, sie hatte den ganzen Tag gearbeitet. Nun war das Manuskript fertig, dort auf dem kleinen Tische lag es. Leonore batte ihr eingesetzt, es zu Doktor Böll zu tragen; der Rat sah sie lächelnd, ob's auch gut war? Was würde er sagen?

Sie hatte mit Enthusiasmus gearbeitet, wochenlang. Mit einem Glücksgefühl, sondergleiches hatte sie begonnen, gleich nach jenem Wettspieltagabend bei Wannbarts. Die Feder haschte über's Papier, die Hoffnung trieb ihre Gedanken auf madigen Flügeln. Da war etwas in ihr, das sie trieb, wortete, degte; sie galoppierte voran wie ein mutiges Ross ohne Zaum und Zügel. Es war ihre erste größere Arbeit.

„Es hängt ungemein viel vom ersten Auftreten ab.“ hatte Frau Leonore gesagt, „nimmt Dir zusammen, Herzchen!“

Einem Rademacher, der rubig im Vollmondchein über Dächer und Fäste wandelt, war Elisabeth in diesen Boden ähnlich gewesen. Nun war sie angerissen — sie erstaunte, taumelte, ihr schwundete. „Komm doch zusammen!“ Wie macht man das, wenn da etwas herausgedrängt, herausgestoßen ist, aus dieser Seele, uneinschränkbar wie schammandes Bildwasser aus der Höllekluft?

Sie hob die Hände an die Schläfen, die glühten und schmerzten in der quälenden Gedankenfülle. Würde es ihm gefallen? Jetzt wußte sie's, es würde ihm nicht gefallen. Was war für dem, wer? Nichts!

Elisabeth senkte die Stirn tiefer und tiefer, bis sie auf dem Fensterrüttel lag und ihre liebenden Pulse an das falte, fühllose Herz flochten. Ach, nur eine Seele haben, der sie ganz vertraute, die ihr ganz vertraute, die da sprach: Ich glaube an dich!

„Du gebe nicht.“

„Du meine Zeit, warum denn nicht?“

„Es gefällt ihm doch nicht.“